

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



ÜBER DIE RÜCKFORDERUNG EINES SKALPS

aus der Sammlung des Karl-May-Museums in Radebeul



LÄSST SICH MUSEUMSARBEIT INDIGENISIEREN?

10 Jahre National Museum of the American Indian in Washington D.C.



DAS ZWEITE LEBEN DES GONZALO GUERRERO

– als schiffbrüchiger Spanier bei den Maya



DIE HURONEN

– ein kurzer kulturgeschichtlicher Abriss



SCHÄDEL AUS ZUCKER UND SCHOKOLADE

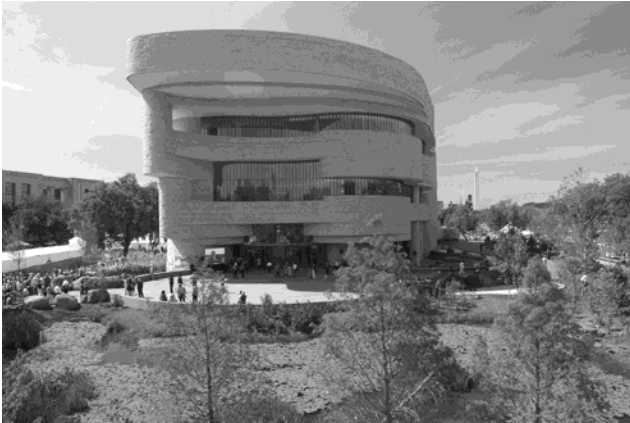
zum Fest des Tages der Toten in Mexiko



REZENSIONEN | INFORMATIONEN | AUSSTELLUNGEN

Lässt sich Museumsarbeit indigenisieren? – Zum zehnjährigen Bestehen des National Museum of the American Indian

Sonja John



National Museum of the American Indian in Washington DC (Bild: NMAI mit freundlicher Genehmigung).

Vor zehn Jahren wurde im Herzen von Washington DC das National Museum of the American Indian (NMAI)¹ feierlich eröffnet. Als am 21. September 2004 die 25.000 TeilnehmerInnen zur Museumseröffnung an der Native Nations Prozession die kurze Distanz zwischen dem Naturkundemuseum und dem NMAI zurücklegten, war dies zwar kein weiter Weg, aber symbolisch machten sie einen großen Schritt. Es war eine lange Reise, weg von einem veralteten Paradigma der Objektivierung, hin zu einem neuen der indigenen² Selbstbestimmung; eine Reise zu einem Ort, gestaltet und geleitet von Native Americans, an dem indigene Kulturen zelebriert werden. Und wie da gefeiert wurde! Am Eröffnungstag besuchten 80.000 Menschen das Haus. Das First Americans Festival, das aus gegebenem Anlass eine Woche lang direkt vor der Tür auf der National Mall stattfand, zählte 600.000 BesucherInnen.

Bevor man sich überhaupt ins Innere des Museums begibt, gilt es drei Aspekte zu erwähnen, die schon an sich eine unglaubliche Leistung darstellen. Zum einen wurden für das Museum insgesamt 219 Millionen US-Dollar an Spenden gesammelt; eine Hälfte stammt aus privaten Quellen, die andere vom US-Kongress. Zum anderen wurde das Gebäude auf dem letzten verfügbaren Grundstück der National Mall errichtet, wo nun den indigenen BewohnerInnen der Amerikas und ihrer Geschichte Tribut gezollt wird. Das Museum am Kopfende der National Mall repräsentiert nicht nur symbolisch Rückgewinnung von indigenem Land, sondern es beansprucht buchstäblich dieses Land für sich. Die Bedeutung und Wertschätzung dieses Museums manifestiert sich in der dritten Leistung, nämlich der Anreise von 25.000 Native Americans zur Eröffnungszeremonie, die wie bei einer Grand Entry beim Powwow die National Mall entlang tanzten. Manche spekulieren, dass es die bislang größte Zusammenkunft von Native Americans gewesen sein mag. Für Indigene war die Eröffnung dieses Museums ein zelebriertes, emotionales, lang verspätetes, lang erwartetes Symbol nationaler Anerkennung, Bestätigung und Rehabilitierung indigener Kultur (Lujan 2005: 511).

Ich werde zunächst verkürzt erklären, welche Praktiken der Museumsarbeit und Anthropologie die Repräsentation indigener Kulturen belasteten. Danach möchte ich schildern, wie das NMAI sich von dieser Vergangenheit abkehrte, hin zur Betonung der indigenen Stimme und Perspektive.

Museale Repräsentationen als statische Kulturen

Abwenden wollte man sich von gängigen Praktiken in der Museumsarbeit und der Anthropologie, die Autorität über indigene Identitätskonstruktionen und Geschichtsschreibung für sich beanspruchten. Zum einen wird die Art und Weise kritisiert, durch die Museen – auch das Smithsonian – in den Besitz indigener Objekte gelangt sind. Zum anderen steht im Zentrum der Kritik, wie die Deutungshoheit von nicht-indigenen Anthropologen und sogenannten "Indianerexperten" akzeptiert wird, ohne sie zu hinterfragen und die somit ihre Definitionsmacht über indigene Kulturen ausüben. Der Mangel an Kohärenz zwischen dem Museumsgeschäft und indigenen Sichtweisen ist somit sowohl ein semantisches als auch ein philosophisches Problem. Es betrifft die Entfremdung und Veräußerung von Objekten sowie von Wissen aus den indigenen Gemeinschaften.

¹ 1989 beschloss der US-Kongress das Gesetz Public Law 101-185, das den Transfer der Heye Foundation sowie die Bereitstellung von Geldern für den Bau von drei Einrichtungen vorsah: das Alexander Hamilton US Custom House in New York City, das Cultural Resources Center in Suitland, MD sowie das neue Museum auf der National Mall in Washington, DC. Dieser Artikel beschäftigt sich allein mit letzterer Einrichtung.

² Ich ziehe den Begriff "Indigene" den Begriffen "Native American", "American Indian" oder "Indianer" vor, da "indigen" implizit die Verbundenheit mit dem Land ausdrückt, die eine akkurate Selbstbezeichnung der meisten indigenen Nationen in ihren eigenen Entstehungsgeschichten entspricht und auch den politischen Anspruch auf das Land ausdrückt. Wenn möglich, benutze ich die Eigenbezeichnungen der jeweiligen Nationen.

Die Sammelpraxis der Anthropologen wurde als *salvage anthropology* bezeichnet, eine Anthropologie der Reserverwertung: Sammele alle auffindbaren materiellen Kulturgüter der Native Americans, bevor sie verschwunden sind. Diese Sammelpraxis wurde auch von George Gustav Heye im späten 19. Jahrhundert betrieben. Seine Sammlung begründete das Museum of the American Indian und ging später ins Smithsonian und damit in das NMAI über. Dieses massenweise Sammeln und Entfernen von indigenem Material hat sicherlich seinen Beitrag zur Beschleunigung des Prozesses der Akkulturation indigener Gemeinschaften geleistet. Trotzdem bestimmen gerade jene Institutionen, die Objekte entwendet haben, durch sie indigene Identität und Authentizität. Akkulturation und Entwicklung in indigenen Gemeinschaften werden nicht als Teil der Kulturen anerkannt, sondern negativ als Kulturverlust gewertet. Jene in Museen gesammelten Artefakte setzen noch heute den Maßstab als ultimative Marker für indigene Kultur, Identität und Authentizität. Daraus resultiert dieses Paradox: Durch die massenhafte Zurschaustellung ihrer Ahnen und ihrer Kulturgüter in einem statischen und ahistorischen Zustand wurden zeitgenössische Indigene unsichtbar und stumm gemacht, geschichtsliebende Nationen, denen ihre eigene Geschichte genommen wurde.

"There was apparently the feeling, and justifiably so, that for too long Indian people had been treated by museums like relics of 'natural history'; their bones, tools, and artwork nothing more than remnants of a forgotten culture to be analyzed and theorized dispassionately by invasive and insensitive archeologists and anthropologists concerned only about their dissertations or publishing their next articles. There was little if any regard or appreciation for Indian people in a contemporary context (Lujan 2005: 511).³

James Lujan aus dem Taos Pueblo, nun Department Chair für Cinematik am Institute of American Indian Art in Santa Fé, spricht ein Thema an, das selten in den Debatten Beachtung findet, nämlich den wirtschaftlichen Profit, der aus Arbeiten über Indigene gezogen wurde und noch gezogen wird. Ein Paradebeispiel für vergangene ethnologische Arbeit liefert Franz Boas. Er erwarb über indigene Informanten für wenig Geld ethnologisches Material, darunter Skelette und Schädel, und verkaufte sie teuer an Museen und Forschungsinstitute. Die Grabplünderungen rechtfertigte er mit einem "jemand muss es ja machen" (zitiert nach Mithlo 2004: 749). Nicht wenige Objekte landeten im Smithsonian.

³ "Man hatte - berechtigter Weise - den Eindruck, dass Indigene in Museen zu lange wie Relikte der Naturkunde behandelt wurden; ihre Knochen, Werkzeuge und Kunst nichts weiter als Überreste vergessener Kulturen, leidenschaftslos analysiert und theoretisiert von aufdringlichen Archäologen und Anthropologen, die nur an ihre Dissertation oder den nächsten Artikel denken. Wenn überhaupt gab es nur wenig Wertschätzungen von Indigenen im zeitgenössischen Kontext (Lujan 2005: 511).

Das Sammeln von indigenen Körpern und Artefakten war eine Investition in Eigentum und Besitz, sowohl im physischen als auch im interpretativen Sinn. Die Cowichan, die von Boas' Raubzügen betroffen waren, engagierten einen Juristen, um sich gegen Boas und seinen Assistenten zu wehren. Sie sicherten einen Suchbefehl, aber die Knochen wurden geschickt umdeklariert und nicht gefunden. Die Cowichan vertrauten auf westliche Rechtskonzepte, um die Kontrolle über ihr kulturelles Erbe und ihre materielle Kultur zu sichern, jene Konzepte, die auch den Bau des NMAI schlussendlich ermöglichten.

Die Festigung des musealen Bildes von Native Americans erschwerte die Durchsetzung politischer Ziele im Hier und Jetzt. Die Falschdarstellung als statische Kulturen frei von Entwicklung oder Dynamik hatte sich schon lange neben Museen in Film, Literatur und Zeitungsberichten perpetuiert, was zur Folge hat, dass Indigenen eine Existenz als real existierende Menschen mit Selbstbestimmungsrechten im zeitgenössischen Kontext abgesprochen wird. Es galt also, Deutungshoheit über indigenes Leben wiederzuerlangen. Dass dies ausgerechnet auf der National Mall möglich sein würde, versetzte viele in Euphorie. Häufig war zu hören: "They stole all our stuff and now it's just right in their face." – "Sie haben unsere Sachen gestohlen und nun reiben wir sie ihnen unter die Nase" (Tayac 2014).

Neue Wege des NMAI

Die Eröffnung des National Museum of the American Indian begleitete die Erwartung, dass sich die Repräsentation von Native Americans in Museen grundlegend ändert. Die oben erwähnten Kontroversen sind in die Konzeption des NMAI mit eingeflossen. Mit dem neuen Haus an der Hauptrepräsentanz US-nationaler Erinnerungskultur wollte man nun alles richtig und vieles wieder gutmachen. Das Haus sollte mit indigenem Leben gefüllt werden. Der Architekt Douglas Cardinal (Blackfoot) wurde engagiert, das Gebäude und Gelände entsprechend zu gestalten (was wundervoll gelungen ist), die Cafeteria bietet indigen-inspirierte Gerichte aus den Americas und mit dem Juristen Richard West (Cheyenne/Arapaho) wurde ein Gründungsdirektor eingestellt, der dazu angehalten wurde, möglichst viel Input aus Indian Country mit einzubringen.

Repatriierungsdebatten und -forderungen fanden politische Entsprechung in Gesetzestexten, die indigenes kulturelles und intellektuelles Erbe und Eigentum schützen sollen. Elementar für den Umgang mit indigenen Objekten in Museen war die Verabschiedung des Native American Grave Protection and Repatriation Act von 1990. Dieses Gesetz sieht unter anderem vor, dass Material wie jenes, das Boas entwendet hat, an die jeweiligen Gemeinschaften zurückgegeben wird. Besonders umkämpft war die Rückforderung sakraler Objekte und menschlicher Überreste.

Das Projekt, das NMAI zu indigenisieren, verlangte nach einer kompletten Redefinition von dem, was ein großes Nationalmuseum sein kann. Diese Redefinition



manifestiert sich bei der konzeptuellen Gestaltung des NMAI an drei Eckpfeilern: der Darstellung indigener als lebender Kulturen, dem Fokus auf indigener Perspektive und der engen Zusammenarbeit mit Native Communities. In drei Galerien wurde versucht, Definitionsmacht wiederzuerlangen, indem die Ausstellungen zu Philosophie ("Our Universes"), Geschichte ("Our Peoples") und zeitgenössischen Erfahrungen ("Our Lives") in enger Zusammenarbeit mit 24 Communities konzipiert wurden.

Lebende Kulturen

Der Gründungsdirektor Richard West betonte, er wolle mit dem Museum eine "internationale Einrichtung von lebenden Kulturen" entwerfen (West/Cobb 2005: 518). Daher habe er dafür plädiert, nicht nur die Vorfahren oder altes kulturelles Erbe auszustellen, so wichtig es auch sei, sondern die lebendige Präsenz indigener Nationen auf den amerikanischen Kontinenten sichtbar zu machen. Die Dauerausstellung "Our Lives" liefert Zugang zu Selbstdefinitionen von indigener Identität in den Amerikas. Jolene Rickard (Tuscarora) and Gabrielle Tayac (Piscataway) sind zuständig für das Kernstück der "Our Lives"-Ausstellung. Sie wollten "aufgezwungene Identitäten", hervorgebracht durch die Jahrhunderte alte Obsession zu definieren, was Native Americans seien, eigene Identitätsbestimmungen entgegenhalten. Gleich im Eingangsbereich des Ausstellungsteils werden die Besucher mit zahlreichen Portraits begrüßt; gezeigt werden Fotos von Menschen jeden Alters, mit jedem denkbaren Phänotyp. Das ist eine Abkehr vom statischen zu einem realistischeren Bild von Native America.

Jede Installation wurde so gestaltet, um Konzeptualisierungen von Identität neu zu rahmen. Sie sollen BesucherInnen daran erinnern, dass Identität nicht eine starre Materie sei, sondern gelebte Erfahrungen, und dass alles von Native Americans Geschaffene - sei es Kunst, Literatur, Film oder Gegenstände des täglichen Gebrauchs – diese Identität am Leben halten und neu erschaffen.

Indigene Perspektive

Native Americans werden viel öfter imaginiert als verstanden, da sie nur einen kleinen Anteil an der Gesamtbevölkerung ausmachen. Während es anderen Minderheiten in den USA gelang, in Positionen zu gelangen, von denen aus sie besser Kontrolle über ihre Geschichte ausüben, haben nur wenige Native Americans solche wirkmächtigen Positionen inne (Treuer 2012: 146f.) Das NMAI hat es sich auf die Fahne geschrieben, Natives selber zu Wort kommen zu lassen. Das geschieht durch die Einstellung von indigenem Personal (derzeit 25 Prozent)⁴, besonders auf der Leitungsebene, durch Koope-

rationen mit indigenen KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen sowie durch enge Zusammenarbeit bei der Ausstellungskonzeption. Natives wurden eingeladen, in ihren eigenen authentischen und autoritativen Stimmen ihre eigenen Repräsentationen im Museum mitzugestalten. Damit lässt das NMAI indigene Gemeinschaften an der institutionellen Macht teilhaben, die Museen normalerweise für sich behalten – Ressourcen, Wissen und Deutungshoheit.⁵

Es ging also darum, das Museum, immer noch eine westliche, statische Institution, zu indigenisieren. Wie bringt man Leben in die Objekte, verbindet sie mit lebenden Menschen? Wie arbeitet man mit Multidimensionalität? Gabrielle Tayac, seit 1999 Co-Kuratorin am NMAI, sagt im Interview (24.05.2014), Indigene seien müde, immer nur von Dingen repräsentiert zu werden. Daher sei die Idee gewesen, BesucherInnen weniger Erklärungen zu geben, sondern die direkten Stimmen. Das Museum wurde anvisiert als ein großes *tribal community center*, mit dem primären Ziel, Indigenen eine Stimme und einen Platz zu geben, an dem sie sich zu Hause fühlen⁶. Die 24 vertretenen Communities sind mit ihren Ausstellungen sehr glücklich – während sich viele der weiteren 2000 Gemeinschaften enttäuscht zeigen, über sich selber nichts zu finden. Ursprünglich sollten die Ausstellungen in den Galerien jährlich wechseln und rotieren, so dass alle Gemeinschaften einmal im Haus gewürdigt würden. Doch diese Idee erwies sich als kaum praktikabel.

Problematisch erwies sich auch die direkte indigene Stimme, die ohne Übersetzung auf Besucher ohne Basiswissen trifft. 95 Prozent der BesucherInnen seien nicht-indigen. Und auch von den 5 Prozent Indigenen bräuchten die meisten mehr Vermittlung. "Wir müssen mehr erklären. Nicht nur für non-Natives, auch für Natives. Wir gehen alle durch das Schulsystem, und wenn wir keine Zeitleiste und keine Karte haben, sind wir verwirrt" (Tayac 2014).

Eine Hauptkritik richtete sich dagegen, Geschichte von lebenden Menschen erklären zu lassen und nicht mehr durch mit Objekten gefüllte Regale. Eine frühe Rezension in der New York Times beschrieb die NMAI-Ausstellung als monoton und bar jeder Logik konzipiert. "Es geht nicht darum, wessen Stimme gehört wird, sondern um Detail, Qualifikation, Nuance und Kontext. Es geht um Wissenschaft" (Rothstein 2004). Genau um beides geht es den NMAI-KuratorInnen – die indigene

do think it does matter to have a critical mass of Native people in this space. It's a matter of perspective even if it's a diverse perspective."

⁴ Gabrielle Tayac sagte im Interview, dass das Haus gerne mehr als ein Viertel indigenes Personal anstellen würde. "We want to have a diverse staff but we have to have staff that has worked primarily with Native American people. That's my view on it. I

⁵ Das NMAI bemüht sich, die Ressourcen dieser Institution auch Indian Country zur Verfügung zu stellen. Es schickt Ausstellungen auf Reisen, um direktere Verbindungen zu den Communities herzustellen, aus denen die Ausstellungsobjekte stammen. Stipendien werden für indigene Künstler und Wissenschaftler angeboten. Zudem hält das Haus einen Konferenzraum bereit, den indigene Gruppen nutzen können.

⁶ Native Americans, die nach Washington fahren, nutzen das Museum tatsächlich als Ort des Zusammenkommens. Wenn man sich in der Hauptstadt verabredet, dann meistens im NMAI.



Stimme hörbar zu machen mithilfe indigener Methodik, also auch mit mündlicher Überlieferung, direkten Beziehungen und Performance (McMaster 2011, 100f.).

Doch die KuratorInnen nehmen diese Kritik auf - und erwarten nun vermehrte Kritik von der anderen Seite, die schon verlauten ließ, das Museum sei *über* Native Americans, nicht *für* sie und richte sich vorrangig an nicht-indigenes Publikum (Lujan 2005: 513). In Zukunft wollen sie weniger als Repräsentanten einzelner souveräner Nationen fungieren, sondern mehr als Brücken. "Unsere Rolle ist eher, der Öffentlichkeit Empathie und Wissen als Grundlage zu vermitteln, damit sie ein Bewusstsein entwickeln und besser informierte Entscheidungen treffen können" (Tayac 2014). Dieses Wissen kann im nächsten Schritt helfen, dominierte Gruppen von den hegemonischen Interpretationen anderer zu befreien, so dass Unterrepräsentierte für sich selber sprechen können.

Hinsichtlich der Quellen wolle man sich nicht mehr zu 100 Prozent auf indigene Stimmen einstellen, sondern "mit den besten, stichhaltigsten, genauesten Informationen und Perspektiven arbeiten" (Tayac 2014). Diese können von einem nativen kulturellen Standpunkt oder einem indigenen Wissenschaftler kommen, aber auch von nicht-Indigenen oder aus Archiven. "Aspekte indigener Geschichte, deren Bedeutung und gelebte Erfahrungen können Indigene am besten erklären. Für Analyse und historischen Kontext sind weitere Quellen hilfreich" (ebd.).

Community Curation

Gegründet auf den Prinzipien der Konsultation, Kollaboration und Kooperation beruhen NMAI-Ausstellungsentwürfe auf der Anerkennung von indigener Authentizität und Autorität. Bereits im Vorfeld der Eröffnung wurden Natives befragt, was sie von dem Haus erwarteten. Die Ergebnisse der Konsultationen wurden im Report *The Way of the People* festgehalten. Entsprechend etablierte das Museum eine komplexe Methodologie des "community curation", indem die Gemeinschaften ihre eigene Ausstellung mit konzipieren. Es handelt sich um einen fünfstufigen, rigoros kollaborativ-partizipativen Prozess, in dem professionelle KuratorInnen mit Community-KuratorInnen zusammenarbeiten. Zunächst wurden sie angefragt, dann zu Gesprächen eingeladen. Sie wurden am Prozess des Auswählens der Beiträge sowie der Objekte beteiligt. Auch die indigenen Forschungsmethodologien seien angewandt worden, indem die Wahl der Studienthemen, der Methodik und der verfolgten theoretischen Ziele gemeinsam abgesprochen wurde. Letztlich wurden Textentwürfe hin und her geschickt und die Endversion zur Gegenzeichnung vorgelegt. Durch diese Praxis konfiguriert das Nationalmuseum neu, wie die Institution heute auf indigene Nationen schaut und mit ihnen in Verbindung tritt. Diese Methodologie der respektvollen Zusammenarbeit unter dem Schlagwort *prior informed consent* – die freiwillige und in Kenntnis der Sachlage erteilte vorherige Zustimmung – ist auch in der internationalen

Zusammenarbeit zum Standard geworden und wird von indigenen WissenschaftlerInnen auch als Leitmotiv für Arbeiten zu indigenen Themen in den Medien und den Wissenschaften gefordert.

Siebzig Prozent des Ausstellungsraums widmen sich Gemeinschaften in den heutigen USA und dreißig Prozent jenen in Kanada und Lateinamerika. Das Museum schließt indigene Nationen außerhalb der heutigen USA mit ein, denn bestehende politische Grenzen seien keine indigenen kulturellen Grenzen. Es brauchte nicht lange, bis "Indianerexperten" bezweifelten, man könne solche diversen Gruppen parallel präsentieren. Doch trotz aller Unterschiede teilen die verschiedenen indigenen Nationen gemeinsame Erlebnisse, die sie von nicht-Indigenen unterscheiden. Ihre Gebiete wurden von anderen angeeignet, Land, das ein wesentlicher Bestandteil nicht nur der Subsistenzsicherung, sondern auch von Identitätskonstruktion ist. Sie erlebten die Heimsuchung durch Invasionsschübe von Händlern, Militär, Bürokraten, Missionaren und Anthropologen. Diese Fremdkontrolle resultiert auch in gemeinsamen Erlebnissen im Verhältnis zu aktuellen sozialen Erfahrungen.

Leerstellen

Um dem ahistorischen Moment früherer Ausstellungen den Rücken zu kehren, die Indigene in vergangenen Jahrhunderten festhielten, entschied sich das NMAI dafür, auch die Themen Kontakt und Kolonisierung nur als einen kleinen Teil der längeren Geschichte von "survivance" (Vizenor 1994) zu machen. Denn die Kolonisierung sei nicht die ganze Geschichte und schon gar nicht das Ende der Geschichte von Native Americans. Indigene sprechen explizit von "survivance" und nicht "survival", um auszudrücken, dass sie sich nicht nur in einem Zustand des blanken Überlebens befinden, sondern in einem Prozess des kulturellen Fortbestehens ihrer Gemeinschaften. Die Geschichte und das Erbe von Genozid und Kolonisierung sollen nicht ignoriert werden, sondern der Fokus auf "survivance" soll die Ablehnung der Opferrolle zugunsten von eigener Handlungsmacht ausdrücken. Das NMAI zeigt auf, wie indigene Nationen ihr Fortbestehen selber bestimmen. So wird die Geschichte nicht mehr als Tragödie aufgeführt, sondern als atemberaubender Triumph und Fortbestehen, als Erfolg der Stammesgesellschaft und indigener Resistance.

Jedoch findet sich kein Wort zu Genozid, Diaspora, Gewalt, Trauma oder Boarding Schools. Dies sei intern der größte Disput gewesen. Gabrielle Tayac, mit einem Hintergrund in Menschenrechten, hätte fast das Handtuch geworfen, weil sie nicht sagen durfte, was zu sagen war. Sie erklärt, nach dem 11. September 2001, zur Zeit der Bush-Regierung, hätten die KuratorInnen sich im Ton drosseln müssen, ansonsten wäre die Eröffnung des NMAI sehr fraglich gewesen. In dem damaligen politischen Klima haben viele Sponsoren ihre Zusagen zurückgezogen. Letztendlich kamen die Tribes zur Rettung und stifteten die fehlenden 40 Millionen US-Dollar. Mit der Obama-Regierung habe sich viel verändert. "Interes-



santer Weise", erklärt Tayac, "sind es nun die Kongress-abgeordneten, die sagen, wir sollten konfrontativer sein."

In einer Galerie entsteht derzeit eine Ausstellung zu Verträgen der indigenen Nationen mit den europäischen Kolonialmächten und den USA. Diese wird im September 2014 eröffnet werden. Verträge - laut Artikel IV der US Constitution "the supreme law of the land" – begründen Rechte und Pflichten zwischen den Parteien, die bis heute Bestand haben. Viele indigene Nationen ziehen ihre Geschichte und Identität teilweise aus den geschlossenen Verträgen.⁷ Für die vom Kongress angefragten kontroversen Themen liefert das Material sicherlich reichlich Stoff, frei nach dem Motto: *They stole all our land and now the broken treaties are just right in their face.*

Möglichkeiten der Indigenisierung der Museumsarbeit

In den Reaktionen von indigenen WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen auf das National Museum of the American Indian findet sich keine einheitliche Sichtweise oder Wertung (Cobb/Lonetree 2008). Was manche als effektive und inspirierende Ausstellung ansehen, finden andere problematisch und äußerst enttäuschend. In diesem Sinne spiegeln die Reaktionen auch die Vielfältigkeit von Native America wider. Als positiv wurde angemerkt, dass das Museum die Gelegenheit beim Schopf ergriffen habe, die dominanten Paradigmen endlich zugunsten realistischer Formen der Repräsentation zu dekonstruieren.

Museen sind nicht nur Lagerräume von Kultur, sie sind auch ein Nebenprodukt europäischer und euroamerikanischer Kultur. Sie stellen eine Institution dar, welche die kulturellen Sitten, Ideale und Rahmenbedingungen der Europäer und ihrer Nachfahren widerspiegeln. Ob das NMAI nun dazu geeignet ist, als Linse zu fungieren, durch die Kulturen betrachtet werden, die weder Europäer noch deren Nachfahren sind, ist eine schwierige Frage. Viele indigene Nationen sehen die Institution und die Praxis eines Museums weiterhin als kulturfremd und sogar kolonial an (Cobb 2005: 362ff.). Einige verweigern sich dem Bau von Museen auf ihrem Gebiet und praktizieren andere Formen des Erinnerns (John 2012; 2013). Nichtsdestotrotz ist es dem NMAI gelungen, diese Einrichtung zu indigenisieren. Es zeugt von zeitgenössischer indigener Präsenz im District of Columbia und im Rest der Amerikas. Es zeugt von diversen lebenden Kulturen im Vollbesitz ihrer deutungsmächtigen Kräfte. Nun ist es nur noch eine Frage, diese Botschaft besucherfreundlich zu vermitteln. Und die Botschaft kann verstanden werden, wenn sie auf aufgeschlossene BesucherInnen trifft. Denn das beste indigene Museum kann gebaut werden, die besten Ausstellun-

gen können konzipiert werden, die besten Programme können angeboten werden und die besten Mitarbeiter können ausgebildet werden, doch neue Paradigmen der Dekolonisierung und indigenen Selbstbestimmung werden sich nur durchsetzen können, wenn koloniale und stereotype Sichtweisen auf Native Americans aufgegeben werden und stattdessen das Prinzip umarmt wird, dass kulturelle Realitäten kompliziert, vielfältig und vielschichtig sind. Auf diesem Weg leistet das NMAI als besonders prominenter Ort indigener Re-Präsentation einen wichtigen Beitrag.

Literatur

Cobb, Amanda J.

2005 *The National Museum of the American Indian: Sharing the Gift.* In: American Indian Quarterly 29 (3/4), 361-383.

Cobb, Amanda J./Lonetree, Amy

2008 *The National Museum of the American Indian. Critical Conversations.* University of Nebraska Press.

John, Sonja

2012 *Das nicht-existente Museum in Wounded Knee – Eine Bestandsaufnahme (1. Teil).* In: Magazin für Amerikanistik, Heft 4 / 4. Quartal 2012, 14-20.

John, Sonja

2013 *Das nicht-existente Museum in Wounded Knee – Eine Bestandsaufnahme (2. Teil).* In: Magazin für Amerikanistik, Heft 1 / 1. Quartal 2013: 5-11.

Lujan, James

2005 *A Museum of the Indian, Not for the Indian.* In: American Indian Quarterly, 29 (3/4) Special Issue: *The National Museum of the American Indian*, 510-516.

McMaster, Gerald

2011 *2020: Creating a New Vision for Native Voice.* In: NMAI (ed.): *Past, Present, and Future. Challenges of the National Museum of the American Indian.* Washington DC and New York, 84-105.

Mithlo, Nancy Marie

2004 *"Red Man's Burden". The Politics of Inclusion in Museum Settings.* In: American Indian Quarterly 28 (3/4), 743-736.

Rothstein, Edward

2004 *Museum Review. Museum With an American Indian Voice.* 21.09.2004. New York Times.

Tayac, Gabrielle

2014 *Persönliches Interview, 24.5.2014.*

Treuer, Anton

2012 *Everything You Wanted to Know about Indians but were Afraid to Ask.* St. Paul: Minnesota Historical Society.

Vizenor, Gerald

1994 *Manifest Manners. Postindian Warriors of Survival.* Lincoln: Nebraska University Press.

West, Richard W. /Cobb, Amanda J.

2005 *Interview with W. Richard West, Director, National Museum of the American Indian.* In: American Indian Quarterly 29 (3/4). Special Issue: *The National Museum of the American Indian*, 517-537.

⁷ Vielleicht wird es in Zukunft auch eine Ausstellung zu Basketball ("rez ball") geben; in Bezug auf indigene intertribale Identitätskonstruktionen spätestens seit Shoni und Jude Schimmel kaum wegzudenken.

